

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHSUNDDREISSIGSTER BAND
2007 – 2008

WALLSTEIN VERLAG

ZWEITER TEIL
PROJEKTE DES ORDENS

I. BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT
VON RUHM

WALTER BURKERT

DER KLASSISCHE PHILOLOGE
ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF

Über Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff zu sprechen, ist für einen Gräzisten leicht und schwer zugleich: Wilamowitz ist immer noch so präsent. In allen Bereichen der griechischen Altertumswissenschaft ist er Partner geblieben. Je mehr man in die Zunft eindringt, desto weniger kommt man los von ihm. Es ist immer verlockend, seit 100 Jahren, mit einer Distanzierung zu Wilamowitz den eigenen Standpunkt zu markieren; man mag sich von diesem und jenem schnellen Urteil distanzieren; man kann auch einmal triumphierend ein falsches Zitat finden; man kann sich über diesen wilhelminischen Junker furchtbar ärgern – am gründlichsten haben das schon einige der Jungen um 1920 gemacht –, aber dann verstummt man wieder vor seiner treffsicheren Überlegenheit. Man kommt aus seinem Schatten nicht heraus: Wir leben im Nach-Wilamowitz-Zeitalter.

Wilamowitz war schon seiner Herkunft nach eine Besonderheit im Milieu der Philologen, das doch sehr vom Lehrer- und Pfarrer-Stand geprägt ist. Er war der zweite Sohn einer preußischen Adelsfamilie im westpreußischen Markowitz; sein älterer Bruder ist dort lebenslang hängengeblieben. Dort ist auch Wilamowitz' Grab; das liegt jetzt in Polen. Ulrich aber wurde in die ›Fürstenschule‹ Schulpforta

bei Naumburg geschickt – zwei Klassen über ihm war Friedrich Nietzsche, Pfarrerssohn –. Von dieser Schule ließ sich Wilamowitz fürs Leben prägen. Als Abschlußarbeit verfaßte er eine Studie: »In wie weit befriedigen die Schlüsse der erhaltenen griechischen Trauerspiele?«, als Buch etwa 120 Seiten. Typische Gymnasiasten-Arroganz: Große Dichter sind dafür da, 19jährige zu befriedigen; aber wir sehen mit Staunen: Dieser 19jährige hatte alle die 32 erhaltenen griechischen Tragödien durchgearbeitet und verstand sie perfekt. Er studierte dann 1867-1869 in Bonn bei Hermann Usener. Dort gab es Mitstudenten, Freunde, die sich einen bedeutenden Namen in der Philologie machen sollten und mit denen er verbunden blieb, Hermann Diels, Georg Kaibel, Carl Robert. Es gibt ein Foto, auf dem Wilamowitz so recht als Zentrum dieser Gruppe dasteht. Dabei hatte es an der Universität Bonn kurz zuvor einen großen persönlichen »Krach« gegeben, Otto Jahn gegen Friedrich Ritschl; Ritschl war nach Leipzig weggegangen, einige Studenten mit ihm, darunter Friedrich Nietzsche. Als 1868 die Universität Basel bei dem hochangesehenen Ritschl nach einem Professor der Klassischen Philologie fragte, empfahl dieser den 22jährigen Friedrich Nietzsche, der auf diese Weise, ohne jedes Examen, Professor in Basel wurde. Für Wilamowitz, der 1870 in Berlin abgeschlossen hatte, kam erst einmal der 70er Krieg, an dem er aktiv teilnahm. Ich muß aus seinen Erinnerungen über die damalige militärische Ausbildung zitieren: »Übrigens war vor den Rittern der Friedensklasse des Pour le Mérite Stillstehen mit Gewehr über verordnet« (Erinnerungen 105). Aus dem Krieg zurückgekehrt, fand er Nietzsches erstes Buch vor, »Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik.« »Die Vergewaltigung der historischen Tatsachen und aller philologischen Methode lag offen zutage und trieb mich zum Kampfe für meine bedrohte Wissenschaft« (Erinnerungen). Vor allem aber war es ein – überflüssiger – Hieb Nietzsches gegen Otto Jahn, den der Junker nicht hinnehmen konnte. Von Wagners Musik, für die Nietzsche schwärmte, wußte und hielt er auch nicht viel. Sie wurde damals »Zukunftsmusik« genannt. So publizierte Wilamowitz auf eigene Kosten ein Pamphlet »Zukunftsphilologie«; indem Erwin Rohde, enger Freund

von Friedrich Nietzsche, darauf mit einem Pamphlet ›Afterphilologie‹ reagierte und Wilamowitz mit ›Zukunftsphilologie 2. Teil‹ antwortete, war der Streit in der Öffentlichkeit fixiert. Wilamowitz spricht von einer »Hetze, die hinter mir her war; sie hat auch nachher nicht aufgehört« (Erinnerungen 130). Daß hier seine Stellung in der geistigen Welt Deutschlands mehr als durch Dutzende von Büchern, die folgten, fixiert wurde, hat er freilich kaum gesehen. In den ›Erinnerungen‹ schreibt er von Nietzsche: »Er hat getan, wozu ich ihn aufforderte, hat Lehramt und Wissenschaft aufgegeben und ist Prophet geworden« (Erinnerungen).

In ruhigeren Fahrwassern der Philologie hat Wilamowitz, nach Reisen in Italien und Griechenland, sich 1874 mit Studien zu Euripides in Berlin habilitiert; dort entwickelten sich seit 1873 enge Beziehungen zu Theodor Mommsen, dem Größten der Altertumswissenschaft im 19. Jh. – Pfarrerssohn –. Wilamowitz wurde nach einigen Jahren Professor in Greifswald (1876-1883) und heiratete 1878 die Tochter von Theodor Mommsen, Marie. Er kam dann 1883 nach Göttingen (1883-1897), wo er sich sehr wohl fühlte, trotz des Gegensatzes von Welfen und Preußen. Die Berufung nach Berlin kam 1897 nicht durch seinen Wunsch zustande. Es war der Minister Althoff, der die Exzellenz der Berliner Universität schuf, indem er sich um Wünsche der Fakultäten nicht kümmerte. Wilamowitz galt inzwischen als *princeps philologorum*. Die Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften kam 1899, die Auszeichnung pour le mérite 1908. Rektor war er 1915/16.

Sein Ziel heißt, seit Schulpforta, Wissenschaft; gegenüber der Familie, die auch ›Marie Mommsen‹ nie akzeptierte, war das ein Ausbruch aus dem Standesmodell; und doch war es preußisch-kantisch: ›Pflicht dein heiliger Name . . .‹. Ausgeglichen war das durch enorme geistige Beweglichkeit, auch persönliche Beweglichkeit, Lust an Rhetorik und am Theaterspiel, entschiedenen Eigenwillen. Philologie als Wissenschaft heißt – typisch für die zweite Hälfte 19. Jh.s: weg von der ›Klassik‹, weg vom Aufblick zu den Vorbildern, von dem Zeigefinger, der nach oben zeigt, hin zur Realität: Philologie ist eine historische Wissenschaft, nicht bewundernder Dienst an den heraus-

gehobenen Olympiern. Es ist die Gesamtheit der literarischen Produktion, die der Philologe zu bearbeiten hat, ein kompliziertes Geflecht, in dem alles mit allem zusammenhängt. Das ist Altertumswissenschaft.

Wilamowitz' erstes selbständiges Buch ist ›Antigonos von Karystos‹, 1881. Von keinem Studenten wird man verlangen, daß er Antigonos von Karystos kennt; er ist ein Rädchen der Vermittlung im frühen Hellenismus, er war gerade teilweise greifbar geworden durch einen wüst durcheinandergeratenen Papyrustext aus Herculaneum. Wilamowitz hat dann bei der Edition des Athenaios durch seinen Freund Kaibel, 1887-1890, mitgelesen; dies ist das kuriose Deipnosophisten-Buch, das aus der Bibliothek von Alexandria alles über Essen und Trinken zusammenstellt; Wilamowitz hat sich Wichtiges gemerkt; so auch, wenn er gleichzeitig die Edition des dritten bedeutenden Scholien-Codex der Ilias begleitet hat, des Townleyanus (1887/88). Sein ›Griechisches Lesebuch‹, 1902, enthält keine Poesie, wohl aber, nach Geschichte und Politik, auch Erd- und Himmelskunde, Mathematik, Medizin, Philosophie, Urkunden und Privatbriefe. An den Gymnasien hat sich das nicht so ganz durchgesetzt.

Etwas Neues nach Begriff und Sache, von ihm geschaffen, ist die ›Textgeschichte‹. Im 20. Jh. hat man die ›Wirkungsgeschichte‹ entdeckt; die ist in einer Wilamowitzschen Textgeschichte mit enthalten. Eine kürzlich neu veröffentlichte Homer-Vorlesung von 1887/88 enthält eine stupende Textgeschichte Homers, von den Anfängen bis zu den Byzantinern; eine andere, publizierte Textgeschichte ist die ›Textgeschichte der griechischen Lyriker‹ (1900). Gerade in diesem Fall sind die Buchausgaben nicht von den ›Autoren‹ gemacht, sondern erst von Alexandrinischen Philologen. Auch eine ›Textgeschichte der griechischen Bukoliker‹ (1906) liegt vor; auch da kann man entscheidende Stufen der postumen Ausgaben greifen.

Ein erstes keckes, alle Kontroversen aufgreifendes Buch aus Göttingen waren die ›Homerischen Untersuchungen‹, 1884; es folgte eine Einleitung in die griechische Tragödie mit der Ausgabe von Euripides Herakles (1889), Schulpforta gewidmet, für ›grüne Jungs‹, wie der inzwischen 40jährige schreibt. Dies ist eine grundlegende Ein-

führung in die Tragödie geblieben. Aber man höre seine Definition: »Eine attische Tragödie ist ein in sich abgeschlossenes Stück der Heldensage, poetisch bearbeitet in erhabenem Stil für die Darstellung durch einen attischen Bürgerchor und zwei bis drei Schauspieler, und bestimmt als Teil des öffentlichen Gottesdienstes im Heiligtum des Dionysos aufgeführt zu werden« (I 108). So steht es nicht bei Nietzsche; wo bleibt ›das Tragische‹, wird man fragen. Man kann da Stück für Stück ebenso lernen wie zum Widerspruch gereizt sein.

Eine neue, besondere Situation ergab sich durch die fast plötzlich, explosionsartig sich entfaltende Papyrologie. Eine geplante Sammlung der griechischen Lyriker kam zum Halt, weil zunehmend neue Fragmente auftauchten: plötzlich hatte man neue Sappho-Gedichte. Nachdem die Engländer sich in Ägypten eingerichtet hatten, sprach sich allmählich herum, daß in altem, vom Regen nie getroffenem Gerümpel antike Bücher oder Fetzen davon herumlagen. Die Bauern hatten das als Brennmaterial verwendet, bis sie den Verkaufswert erkannten. Der erste Höhepunkt war um 1890. Die größten Bestände kamen nach England, doch haben sich an dem eröffneten Markt auch die Deutschen beteiligt, unter Führung Berlins. Man bildete ein ›Papyrus-Kartell‹ zum Erwerb von Papyri; man gab auch der neudeutschen Universität Straßburg etwas ab – wo man 90 Jahre später glücklich herausfand, daß ein Original-Blatt Empedokles dabei war (A. Martin, O. Primavesi, L'Empédocle de Strasbourg, 1999). Es gab dann (1904ff.) eine Sammlung ›Berliner Klassiker-Texte‹. Bemerkenswerte Stücke hat Wilamowitz selbst gleich bei ihrem Auftauchen behandelt, Bacchylides etwa – Konkurrent Pindars im frühen 5. Jh. –, 1898, oder Timotheos – ein attischer Dithyrambos vom Ende des 5. Jh. –, 1903; da war dann jeweils alles Wesentliche gesagt, Späteren blieb nicht mehr viel hinzuzufügen. Natürlich gibt es Irrtümer auch bei Wilamowitz: Ein Stück der Berliner Klassiker-Texte (V 2, 1907, 64-72) wies er zuversichtlich dem Sophokles zu, bis dann 1958 ein Oxyrhynchos-Papyrus (2460 = Euripides Fragment 727a) bewies, daß es sich um Euripides *Telephos* handelt. Dies läßt uns Philologen verzagen: Wenn nicht einmal Wilamowitz Sophokles und Euripides unterscheiden konnte, wer kann es dann?

Der für Wilamowitz wichtigste Fund war die ›Staatsordnung der Athener‹, *Athenaion Politeia* des Aristoteles, Spezialschrift über die Verfassung von Athen. Man hatte von dieser Schrift gewußt, Plutarch zitiert daraus; jetzt hatte man auf einmal fast den ganzen Text, wenn auch in einer schlechten Privat-Abschrift; ein Stück kam nach Berlin, der Hauptteil 1891 ins British Museum. Eine Edition von Kaibel und Wilamowitz erschien noch 1891, und indem Wilamowitz dem seine ganze Energie widmete, erschien bereits 1893 sein zweibändiges Werk ›Aristoteles und Athen‹, ca. 700 S. Entfaltet wird unter anderem eine Personen- und Geistesgeschichte von Athen in der Zeit des Aristoteles. Ein Historiker, der sich gründlich damit beschäftigt hat, Mortimer Chambers, meint, es sei Wilamowitz' schönstes Buch – andere nennen den ›Herakles‹ sein »greatest work« (Fowler 500) – lassen wir die Superlative. ›Aristoteles und Athen‹ war für Wilamowitz gleichzeitig eine Wende: Bis dahin war eine Weiterarbeit nach dem Vorbild von Schwiegervater Theodor Mommsen eine Option, also Geschichte, Staatengeschichte; nach ›Aristoteles und Athen‹ widmete Wilamowitz sich vorzugsweise der griechischen Dichtung.

Grundlegung hat er für Aischylos geschaffen, den ältesten, wunderbarsten, aber heillos schlecht überlieferten der Tragiker. Für zwei Drittel der *Orestie* gibt es eine einzige Handschrift, deren Schreiber die archaische Sprache unzulänglich verstanden haben. Die große Ausgabe stammt von 1913. Die Arbeit am Aischylostext ist seither weitergegangen, Textprobleme zu fast jedem Vers sind geblieben oder neu entdeckt; aber Wilamowitz hat die Spur gesetzt.

Seit 1899 war Wilamowitz mit Übersetzungen griechischer Tragödien hervorgetreten. Vier Bände sind schließlich zusammengekommen. Eine Wirkung über die Universität hinaus lag ihm am Herzen, und dies ist ihm auch gelungen: Zahlreiche Aufführungen auf deutschen Bühnen nicht nur in Berlin hat es damals gegeben. Übersetzungen sind in besonderem Maße zeitbedingt und bleiben Geschmackssache. Auf mich wirken Wilamowitz' Tragödienübersetzungen mehr oder weniger unmöglich. Aber Wilamowitz hat jeder übersetzten Tragödie eine Einleitung beigegeben, und diese Einlei-

tungen sind Pflichtlektüre für jeden Philologen, der sich mit Tragödie beschäftigt.

Der Weltkrieg traf die deutsche Wissenschaft als Schock. Wilamowitz hatte in Oxford Vorlesungen gehalten und war mit Gilbert Murray befreundet. Hermann Diels, Sekretar der Berliner Akademie, hatte jahrelang die Zusammenarbeit der Akademien, besonders auch mit der Académie Française, organisiert. Der Einfall der Deutschen im neutralen Belgien – die Universität von Liège befindet sich an der Place du XX Août – hat in Frankreich und England bitterböse Reaktionen ausgelöst, gerade bei bekannten Vertretern des Geisteslebens. Es kam zu einem scharfen Gegenprotest, einem Aufruf ›An die Kulturwelt‹ vom 4. Oktober 1914, von 93 deutschen Gelehrten und Künstlern unterschrieben, auch von Wilamowitz; Wilamowitz hat danach selbst eine mildere ›Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches‹ verfaßt, datiert vom 16. Oktober, die über 1000 deutsche Professoren unterschrieben haben. Am 15. Oktober war übrigens sein einziger Sohn Tycho gefallen. Für Wilamowitz war das Eintreten für das Deutsche Reich ein Stück Junker-Treue. Er wurde dann durch persönliche Intervention des Präsidenten der Französischen Republik aus der Académie Française, der er angehörte, ausgeschlossen, am 28.5.1915; *honoris causa eiectus*, nannte er das später auf seiner Visitenkarte. Für uns heutzutage bleibt es quälend, die damaligen Kontroversen zu lesen. Hier möchte man doch an einen neueren Fortschritt für Europa glauben.

Wilamowitz, 66jährig bei Kriegsausbruch, Rektor 1916/1917, hat damals begonnen, große zusammenfassende Studien herauszubringen; der Krieg veranlaßte ihn zunächst, Homers Ilias zu behandeln: ›Die Ilias und Homer‹, 1916; der Titel deutet an, daß aus der Gesamtheit des überlieferten Textes der eigentliche überragende Dichter auszulösen wäre. Dies führt zu einer vielschichtigen Konstruktion, auf die die Homeriker sich nie geeinigt haben und nie einigen werden; jedem sein Homer. Wenig später hat der Amerikaner Milman Parry durch eine neue, rigorose Analyse der homerischen Sprache die Tür zur Theorie der ›mündlichen Dichtung‹ aufgestoßen, was befreiend wirkte; nicht daß diese das ›homerische Problem‹ löst,

sie zeigt eher seine Unlösbarkeit auf. Aber man muß es Wilamowitz lassen: er versteht seinen Text bis in seine Einzelheiten und in seinem gesamten Umfeld; was er schreibt, bleibt der Aufmerksamkeit wert. ›Umzulernen stets bereit‹, war im übrigen eines seiner Prinzipien.

Dann kam das Buch zu Platon (1919). Wilamowitz war kein Philosoph. Aber er berichtet, die Lektüre von Platons *Symposion* schon in der Schule habe ihm das Prinzip des Immer-weiter-Suchens nach Wissen eingepflanzt. Gerade hatte Paul Natorp, unter Philosophen als klassischer Philologe wohlangesehen, die Platonische Ideenlehre in eine neukantische Begrifflichkeit umgesetzt, was die scheinbar schlichte Anschaulichkeit der Platonischen Texte zerfaserte. Wilamowitz wandelte in Griechenland, und das Realistische lag ihm sehr viel mehr als das Spekulative. Der Dialog *Phaidros*, der das unerhörte Bild vom Aufstieg des Seelengespanns zum überhimmlischen Sein darstellt, Grundtext eines in Mystik übergehenden Platonismus, erscheint bei Wilamowitz unter der Überschrift ›Ein glücklicher Sommernachmittag‹; der Fluß Ilissos, die Nymphen, die Zikaden, dafür hatte Wilamowitz ein Gehör. ›Ein Platon für Dienstmädchen‹, war das Urteil von damals Modernen – nicht eben politisch korrekt –. Wissenschaftliche Wirkung hatten vor allem die Einzelstudien im Anhang, so besonders die These, daß der 7. Brief Platons, über Platons Aufenthalt in Syrakus und seine Begegnung mit Dion und Dionysios II., ein authentisches autobiographisches Zeugnis sei; daraus ergab sich die Möglichkeit, Platon auch als – verhinderten – Politiker zu sehen. Das Problem des Siebten Briefes beherrscht die Platon-Diskussion bis heute, da kann man immer und mit jedem trefflich streiten. Im Nachwort zu Platon äußert sich Wilamowitz besonders negativ über den Zusammenbruch von 1918; keine gute Prognose für die Weimarer Republik.

Ich nenne nur gerade weitere Werke der letzten Jahre, Pindaros, Hellenistische Dichtung, Odyssee, Kommentare zu Menander, Euripides, Aristophanes, Hesiods Erga. Wilamowitz wurde unter Protest pensioniert, 1921, mit 73 Jahren. Als letztes arbeitete er an einer Darstellung der griechischen Religion, ›Der Glaube der Hellenen‹.

Der alte authentische Hellenen-Name geht zusammen mit dem Postulat, daß Religion aus besonders geprägtem ›Glauben‹ kommt, auch mit der sprachlichen Besonderheit eines transitiven ›Glaubens‹: nicht: Ich glaube an einen Gott, sondern: die Griechen glaubten den Gott. – Goethes Faust steht da deutlich im Hintergrund. Scharfe Kritik übte er an einer damals rekonstruierten ›Orphik‹ als einer quasichristlichen Erlösungsreligion; von den neuen Zeugnissen zur ›Orphik‹, die wir heute haben, konnte er nichts wissen. Er starb vor Abschluß des Werks, mit 83 Jahren.

Im Rückblick ist noch festzuhalten, wie sehr jenseits des Fachlichen fast zufällige Konstellationen ein Persönlichkeitsbild prägen. Es machte Wilamowitz nichts aus, sich zu exponieren und Anstoß zu erregen. Von Nietzsche war die Rede. Sein zweiter Verstoß gegen den neuen Geist der Zeit war die Spannung gegenüber dem Stefan-George-Kreis. Der hatte sich nach 1900 gebildet, mit ausdrücklichem Bezug auf ein idealisiertes Griechenland –

eine kleine Schar zieht stille Bahnen, weit entfernt vom wirkende
Getriebe,
und geschrieben steht auf ihren Fahnen: Hellas ewig unsere Liebe –

Wilamowitz mochte so etwas nicht. Er erhielt einen George-Band geschenkt und reagierte mit einer Parodie – formell durchaus gekonnt, aber nicht eben schmeichelhaft. Aber in dem Gefühl des Umbruchs, das dem Weltkrieg vorausging und durch ihn erstarkte, wurde der alternde preußische Professor sowieso leicht zur Negativ-Figur. Das Platon-Urteil aus dem George-Kreis wurde schon genannt. Kurt Hildebrandt, George-Adept, trat mit einem Platon-Buch hervor, ›Platon: Der Kampf des Geistes um die Macht‹, 1933 – Hildebrandt hat sich durch Nazi-Sympathien definitiv diskreditiert.

Nach Nietzsche und Stefan George der dritte, harmloseste Zwischenfall: Das einzige Zusammentreffen mit Thomas Mann. Das war in Florenz 1925 – erzählt von Bruno Snell. Das faschistische Italien hatte zu kultureller Veranstaltung sowohl Thomas Mann wie Wilamowitz eingeladen, beide hielten Vorträge. Am Abend saß man bei einander, Thomas Mann (damals noch nicht Nobelpreisträger) kam

zu dem berühmten alten Professor, machte einige lobende Bemerkungen über dessen Vortrag und erwartete Gegenlob; Wilamowitz aber sagte: Ach, schweigen wir doch von unseren langweiligen Vorträgen und freuen wir uns, daß wir hier im Kühlen sitzen.« Thomas Mann hat das nicht gutiert. Er hatte sich intensiv mit Nietzsche und Wagner beschäftigt, wußte von der ›Geburt der Tragödie‹; er fand sein Wilamowitz-Bild bestätigt: Von dem ist nichts zu halten.

Preußentum aus wilhelminischer Zeit, das ist vergangen. Ich selbst habe immerhin etliche Schüler von Wilamowitz noch getroffen, Gräzisten natürlich; in ihren Erinnerungen war nie von Arroganz die Rede, nur von Zuwendung. Mein Vorgänger Fritz Wehrli (1902-1987) hat 1923 ein freies Studiensemester in Berlin verbracht und dabei auch Wilamowitz noch kennengelernt; man kam auf eine philologische Frage, und Wilamowitz hielt dem jungen Schweizer sozusagen ein Privatissimum. Wolfgang Schadewaldt (1900-1974) erzählte, wie er zu ungewöhnlicher Zeit mit einem Pindar-Vorschlag zu Wilamowitz in dessen Wohnung kam, und Wilamowitz sagte: Mit einer Pindar-Konjektur können Sie jederzeit zu mir kommen.

Historische Wissenschaft hin oder her: Es bleibt beim verehrten Klassiker.

Bibliographie

(Auswahl zu Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff)

M. Armstrong, W. Buchwald, W. M. Calder III, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff Bibliography 1867-1990. Hildesheim 1991

W. M. Calder III, H. Flashar, Th. Lindken, Wilamowitz nach 50 Jahren. Darmstadt 1985

R. L. Fowler, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, in: W. W. Briggs, W. M. Calder III, ed., Classical Scholarship, New York 1990, 489-522

M. Mülke, Wilamowitz und kein Ende. William M. Calder zum 70. Geburtstag. Hildesheim 2002

W. A. Schröder, Wilamowitz-Bildnisse, *Philologus* 151 (2007) 335-374

Genannte Schriften:

In wie weit befriedigen die Schlüsse der erhaltenen griechischen Trauerspiele? ed. W. M. Calder III, Leiden 1974

Zukunftsphilologie! Eine erwidrung auf Friedrich Nietzsches ord. professors der classischen philologie zu Basel »geburt der tragödie«, Berlin 1872

Zukunftsphilologie! Zweites Stück. Eine erwidrung auf die rettungsversuche für Nietzsche »geburt der tragödie«. Berlin 1873

Antigonos von Karystos. Berlin 1881

Homerische Untersuchungen. Berlin 1884

Homers Ilias (Vorlesung WS 1887/1888 Göttingen), hg. P. Dräger, Hildesheim 2006, 2008²

Euripides Herakles erklärt. Berlin 1889

Aristoteles und Athen. Berlin 1893

Die Textgeschichte der griechischen Lyriker, Abhandlungen Göttingen, phil.-hist. Kl. 1900, 3

Griechisches Lesebuch. Berlin 1902

Aeschyli Tragoediae. Berlin 1914

Die Ilias und Homer. Berlin 1916, 1920²

Platon. Berlin 1919

Erinnerungen 1848-1914. Leipzig 1928, 1929²

Der Glaube der Hellenen. Berlin 1931/2